

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	9 (1919)
<b>Heft:</b>	10
<b>Artikel:</b>	Unsere Lebensmittelrationen
<b>Autor:</b>	[s.n.]
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-634473">https://doi.org/10.5169/seals-634473</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

vollen Geldbeutel aufstat und bezahlte, da begriff er auf einmal, daß er ein reicher Bauernsohn sei mit einem Haufen Geld, das ihm alles verschaffen kann, was er will.

(Fortsetzung folgt.)

## Luzernische Landstädtchen: Sempach.

Von W. Lädrach.

IV.

Kurz nachdem man Münster verlassen hat, trifft man eine kleine Kapelle neben einem großen Findling und dabei die Inschrift:

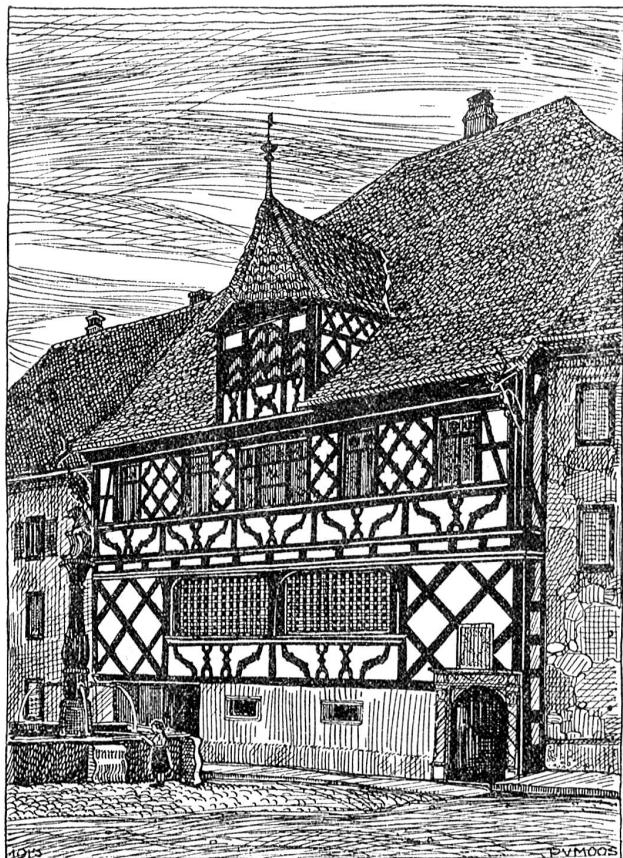
„Eine edle deutsche Eiche ruhte einst auf diesem Stein.“

Herzog Leopolds Leiche soll hier gerastet sein.“

Und mit der Erinnerung an die historischen Ereignisse tritt man bald darauf in den Wald auf den Höhen über dem Sempachersee.

Hören dann endlich die Tannen auf, so leuchten in der Ferne die Bierwaldstätteralpen, weitet sich der See, lehnt sich weit in der Tiefe das „alte, nicht gar große“ Städtlein an dem Hang. Der Anblick ist überwältigend.

Sempach selber hat im vergangenen Jahrhundert vergessen, daß es seinen Namen einzige der Geschichte zu verdanken hat, und beschloß in einer Anwandlung von Grözenwahn, Großstadt zu werden. Das bekam ihm übel. Jetzt ist das untere Tor weg, das Ochsentor auch, klaffende Löden sind da. Neben dem obern Tor, das wunderbarerweise, wahrscheinlich seiner Uhr wegen, erhalten blieb, wurde ein Haus abgebrochen, um der Straße breitern Eingang zu gewähren. Aber trotz der gähnenden Löcher oben und unten an der Gasse blieb der Verkehr aus und Sempach blieb still, stiller als früher. Verträumt steht das Rathaus an der Hauptgasse, zu baufällig, um noch Ratsitzungen aufzunehmen, Wäsche hängt im Saal, und mit der Schultheißenherrlichkeit ist's auch hier vorbei. Leer sind auch die Wirtshäuser, denn noch schlimmer als Sursee erging's Sempach, die Eisenbahnstation ist mehr als eine halbe Stunde von



Luzernische Landstädtchen: Das Rathaus in Sempach.

ein ganz kleines Bauernstädtchen, das ohne Winkelried und Sempacherbrief von keinem Menschen genannt würde.

Aber der Löwe auf der hohen Säule vor der Kirche erinnert an Sempachs großen Tag, und alljährlich am Montag den neunten Juli oder am darauffolgenden Montag mahnt die Schlachtfeier an vergangene Zeiten.

Von den luzernischen Landstädtchen hat Sempach die größte Geschichte und die kleinste Gegenwart, verdient das aber auch für sein pietätloses Verhalten an seinen Ringmauern und Türmen, die es einst retteten.

Und nun geht unsere Wanderung bald ihrem Ende entgegen. In wenigen Stunden ziehen wir hinter der Muesegg in die Hauptstadt ein.



Hexenturm in Sempach.

der Stadt. Am stillsten ist's in den wenigen Nebengäßlein, wo nur Hühner herumspazieren. Sempach ist also heute

## Ob sich auch manche Türe leif' . . .

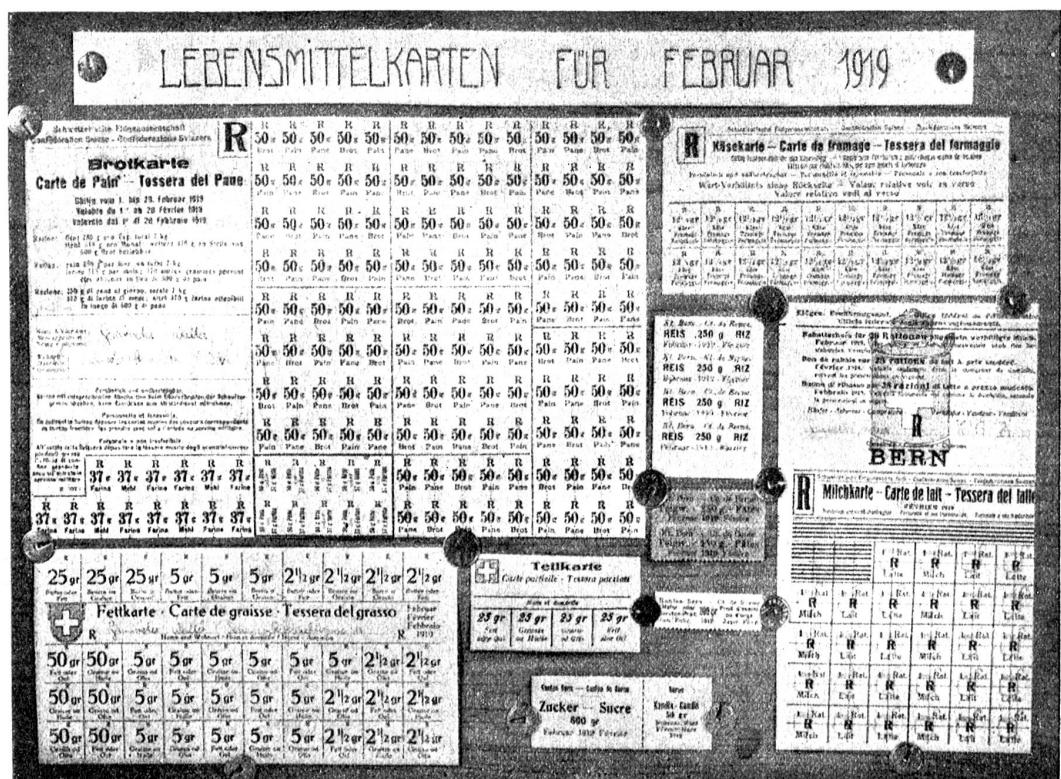
Ob sich auch manche Türe leif',  
Ganz leise hinter Glück und Wollen  
Verschlieft, ob auch mit rauhen Schollen,  
Der Tag bedeckt manch Blütenreis:

So lang die letzte Türe nicht  
Sich ewig schließt, bleibt uns beim Schreiten  
Durch wechselvolle Lebensweiten  
Der Hoffnung mildes Sternenlicht.

Johanna Siebel.

## Unsere Lebensmittelrationen.

Dem originellen Einfalle eines aufmerksamen Lesers verdanken wir die beiden Abbildungen dieser Nummer, von denen die eine die sämtlichen Lebensmittellarten pro Februar 1919, die andere die Menge dieser Lebensmittel in photo-



Die schweizerischen Lebensmittelkarten für den Februar 1919: Von links nach rechts: Brotkarte, Käse-, Reis-, Milch-, Teigwaren-, Fett-, Hafer- und Zuckerkarte.

graphischer Treue wiedergibt. Es sind dies zwei Kriegsdokumente, über deren Geschichte und Bedeutung man Bände schreiben könnte. Dass Dinge wie Brot und Zucker und Butter und Milch und Fett eine solch ungeheuer wichtige Rolle in unserm Leben spielen könnten, wie wir das heute erfahren, davon hatten wir vor dem Kriege keine Ahnung. Dass wir unsern Kindern einst mit ängstlicher Vorsicht das Brot abmessen, dass wir sie mit der gewünschten Butterschnitte auf den Monatsanfang vertrösten, dass wir ihnen die Milch versagen müssten, wer hätte dies je für möglich gehalten! Und wie haben wir ungläubig den Kopf geschüttelt, als von „Brotkarten“ die Rede war; wir konnten uns diese Einrichtung schlechterdings nicht zurechtlagen. Die Brotkarte mit 250, dann 225 und später wieder 250 Gramm Tagesration ist zur herben Wirklichkeit geworden. Was ehedem die Biuben zum „Zvieri“ aßen, musste nun für den ganzen Tag ausreichen. Und der Brotkarte folgten auf dem Fuße, wie eine Sünde der andern, die Reis-, Mais-, Zucker-, Teigwaren-, Fett-, Käse- und Milchkarte. Und jede dieser Karte hatte ihre Vorgeschichte. Kein Buch meldet all die großen und kleinen Erlebnisse, die aus ihrer Existenz für jede Familie, insonderheit für jede Hausfrau, erwuchsen. Wie viele Sorgengedanken,

gekommen, ist richtiger, denn mit der einsetzenden Knappheit eines Lebensmittels trat auch schon das schandbare Treiben der Hamsterer, der Schieber und Spekulanten in Erscheinung, und wenn dann die Rationierung bittere Notwendigkeit wurde, so hatten diese Marodeure auf dem wirtschaftlichen Schlachtfeld bereits ihre Taschen gefüllt, und den Schaden hatten die ehrlichen Leute, die nun die hohen Lebensmittelpreise zu zahlen hatten.

Wir wollen trok aller Bitterkeit, die mit der Erinnerung an diese Dinge in uns aufsteigt, nicht undankbar sein. Was uns die Rationierung an Sorgen, an Mühe, an „Läuf und Gäng“ und sonstwie Unangenehmes gebracht hat, ist



Unsere Lebensmittelrationen im Februar 1919: Die Mengen nebeneinandergestellt und photographisch reproduziert. Man vergleiche als Massstab die 4 1/2 Zuckerwürfel oben in der Mitte.

wieviele peinvolle Augenblicke im Leben der Mütter sind mit ihnen verknüpft! Die „kummerbollen Nächte“, von denen das Goethewort so poetisch spricht, wurden zum millionenfachen Erlebnis. Unseren Frauen vor allem wird die Kartenzeit als eine schwere Zeit mit schier unerträglichen Lasten in Erinnerung bleiben.

Und doch mussten wir froh sein über die gesetzliche Rationierung der Lebensmittel. Kein Mensch wagte im Ernst zu behaupten, sie sei nicht zweckmäßig oder gar unnötig gewesen. Wie weit wir ohne sie gekommen, das zeigten uns die ersten Kriegswochen mit ihrer Hamsterei und der schwindelhaften Steigerung der Lebensmittelpreise. Die entgegengesetzte Behauptung, unsere Behörden seien immer zu spät

nicht ein Zehntel von dem Leiden der armen Mütter und Kinder in den kriegsführenden Ländern. Mit Grauen hörten wir kürzlich im Großen Saal Frau Rosika Schwimmer, die tapfere ungarische Kriegsgegnerin, von den armen Müttern in Budapest erzählen, die ganze Nächte durch bis morgens 4 Uhr mit ihren hungernden und frierenden Kindern im Arme vor den Läden auf das Stücklein Mehl und Fett warten, das ihnen zugemessen ist. Und wie in Budapest, so in Berlin, in Petersburg, in Moskau und in tausend Städten Europas. Gewiß, unser Kriegserleben ist eine Idylle im Vergleich zu dem der kriegsführenden Völker.

Aber nichtsdestoweniger begrüßen wir heute die Runde, daß das eidgenössische Lebensmittelamt die Fettkarte demnächst eingehen lassen will, als das Morgenrot einer fünfzigjährigen kartenlosen schönen Zeit. Die letzte Brotkarte aber werden wir als Dokument und Erinnerungszeichen an die schwere und trübe Kriegszeit unseren Kindern und Kindeskindern aufbewahren.

## Sagen aus dem Berner-Land.

Aus dem Volksmunde gesammelt von Georg Küffer.

### Die Hexe.

In früheren Zeiten lebte in Orpund eine rüstige Bauernfrau. Sie rührte sich von früh bis spät; aber ihr wurden immer Strümpfe gestohlen. Sie hatte ihre Nachbarin im Verdacht. Das war eine verdrückte Seele, und man sagte, sie sei eine Hexe und könne fliegen. Die Leute erzählten sich, auf ihrem Beben fliege sie immer nach Basel, um dort Grünes für die Suppe zu holen.

Eines Morgens waren der Bäuerin wieder einige Paar Strümpfe gestohlen. Aber im Strumpfkorb lag ein Strohalm. „Wart, dir will ich die Hexerei austreiben,“ fuhr es ihr durch den Kopf, und sie spannte den Halm in einen Schraubstock. Nicht lange hernach stand die Nachbarin vergrämt vor der Türe, redete dies und das, bis sie bat: „Nimm doch heraus, was du im Schraubstock hast, sonst finde ich nirgends Ruh.“ Über alle Tage mußte sie wieder kommen und bitten. Endlich schraubte sie ihn los. Aber seither kam nichts mehr fort.

### Die Wetterfrau.

Zwei Männer von Orpund, die das gleiche Haus bewohnten, hatten abgemacht, morgens zwei Uhr nach dem weiten Wald zu gehen, um Holz zu fällen. Sie traten hinaus. Eine schöne helle Mondnacht war über die Erde gespannt. Rüstig schritten sie aus. — Blößlich erblickten sie im Mondchein eine alte, weißgekleidete Frau. Mit der linken Hand zog sie ein Wägelchen, in der rechten trug sie einen aufgespannten Regenschirm. So schritt sie immer vor den Männern hin; aber es war eher ein Schweben als ein Marschieren. Die Blide der Holzer starrten die Fremde an; aber plötzlich verschwand sie vor ihren Augen. — Nun traten sie in den Wald und mit merkwürdigen Gefühlen machten sie sich ans Werk. Blößlich brachte ein wildes Gewitter über ihnen.

Seither sah man zur gleichen Stunde die Frau oft denselben Weg herschreiten. Wenn sie aber den Schirm in der Hand hält, bricht immer bald hernach ein Unwetter los.

### Geplagte Seele.

Hinter der Bäckerei in Oberdiesbach stand ein Stöckli. Das vermietete der Besitzer an eine Kinderschule. Zwei Diakonissen hüteten die Kinder. Wenn sie im Bett waren, klopften den Diakonissen immer ein Geist auf die Schulter. Da wollten sie nicht mehr länger bleiben und gingen fort. Ihre Stelle versah nun eine fromme Diakonissin. Als alles zur Ruhe war, kam am ersten Abend der Geist wieder und klopft auch ihr auf die Schulter. Da sprach sie: „Wer bist du? und warum kommst du?“

Eine kläglich winselnde Stimme antwortete: „Ich habe hier im Bäckerei ein Kind verbrannt. Nun finde ich keine Ruhe, bis mich jemand erlöst.“

Die Diakonissin befreite sich und sagte die drei heiligsten Namen. Noch hörte sie einen erleichterten Atemzug, und von jetzt an erschien der Geist nie wieder.

### Spuk im Schloß Nidau.

Im Schloß von Nidau sieht man in hellen Mondschein-nächten in der Wohnung des Landvogtes eine fürchterliche Pfeife hin und her schaukeln. In den Gängen hört man ein häßliches Gezisch. — Anfangs glaubten die Nidauer, das Geräusch röhre von der Senfung des Schlosses her. — Allein es kommt vom Landvogt, der seiner gräulichen Taten wegen jede Nacht von zwölf Uhr an bis zum Untergang des Mondes in seinem alten Schloß zubringen muß.

### Der Schüpbach-Micheli.

Schüpbach Micheli, der Wasen-Doktor, war weit und breit bekannt und heute noch erzählen sich die Emmentaler allerlei Musterchen von ihm. Er konnte Diebe bannen, daß sie das Gestohlene zurückbringen mußten, und manchen hat er mit Zauberprüchen und Bannformeln geheilt. Er stand aber mit dem Bösen im Bunde. Der half ihm bei seinen Kunststücklein. Dabei zog er immer einen Bannkreis um sich, daß ihm der Schwarze inmitten dieses Zirkels nichts anzuhaben vermochte. Eines Sonntags während des Glöckengeläutes wollte er hexen, doch vergaß er, den Bannkreis zu zeichnen, und mitten in der Beschwörung sprang eine Raube von der Scheiterbeige zum offenen Fensterflügelchen herein. Micheli spürte Krallenfinger am Nacken. Todesangst überfiel ihn. Schweißtriefend sprach er Wort um Wort der Beschwörung rückwärts, um sie ungültig zu machen. Raum hatte er die letzten Laute in verkehrter Folge gesprochen — ein Ruck und er fühlte sich frei. Diesmal mußte der Böse noch von ihm lassen; aber von den Fingerabdrücken trug Schüpbach-Micheli noch lange Zeit blaue Mosen.

### Das Lauenengespenst.

Immer am Tage, an welchem Johannes der Täufer hingerichtet worden war, sahen die von der Lenk bis hinten zum Simmenfall in den Läufen oben ein seltsames Licht. Und die Bauern erzählten sich, man müsse hinaufziehen. Dann sahe man in der Luft oben einen großen Mühlstein, der an einem Faden hänge, und ein Gespenst fahre mit blendender offener Schere dem Faden entlang auf und ab, als wolle es ihn immer zerschneiden. Nun muß man unter den Stein treten und darunter ein weißes Tuch ausbreiten. Körnlein tropfern darauf. Das sind Samen, mit denen man alle Krankheiten heilen kann.

Als nun wieder einmal von den Lauenen ein merkwürdiges Leuchten ins Tal hinunter zitterte, gingen zwei Männer hinauf. Blößlich sahen sie zu ihren Häupten den Kreis eines hausgroßen Mühlsteins schwelen, und den Faden hinunter bewegte sich das Gespenst. Sein Mantel flatterte wie durchsichtiger Nebel. Schreckensbleich stürzten sie davon und ließen gleich einem Knäuel das Tuch im Grase liegen. Die Wundersamen aber bekamen sie nicht.

## Streiks und Attentate.

Bericht vom 20. Februar bis 5. März.

Ein tiefer Widerspruch in der Sozialdemokratie wird heute offenbar. Ihr Ziel ist der wunderbar flappende allmächtige Ordnungsstaat, der für alle sorgt und alle Kräfte für sich in Anspruch nimmt. Sozialismus ist der Inbegriff gesellschaftlicher Menschheit, der Gegenstand willkürlicher Individualität. Aber nur als Ziel. Als Methode, wie die Lehre bisher in Erscheinung trat, war sie der Inbegriff von Auflehnung gegen bestehende Ord-